

HERMANN HESSE

Die Nürnberger Reise

Die berühmte *Nürnberger Reise* enthält Erinnerungen an eine Herbstreise Hermann Hesses im Jahr 1925 vom Tessin aus durch Schwaben und Franken. Diese Reise von Locarno über Zürich, Blaubeuren, Ulm, Augsburg und München nach Nürnberg erweckt in ihm »Klänge der Frühzeit«. Hesse erzählt von jenem Augenblick, der ihn zum Dichter werden ließ, er berichtet vom Beruf des Künstlers, vom Handwerk des Erzählens, von Vorbildern seiner Gestalten, vom Vorlesen und von seiner Hauptbeschäftigung in den Sommermonaten: der Malerei.

Hermann Hesse, geboren am 2. Juli 1877 in Calw/Württemberg, wurde 1946 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet. Er starb am 9. August 1962 in seiner Wahlheimat Montagnola bei Lugano. Sein Werk erscheint im Suhrkamp und Insel Verlag.

insel taschenbuch 4279
Hermann Hesse
Die Nürnberger Reise



HERMANN HESSE
Die Nürnberger Reise

Mit Bildern von
Pieter Jos van Limbergen
und einem Nachwort von
Siegfried Unseld

Insel Verlag

Text und Bilder folgen dem Band: Hermann Hesse, Die Nürnberger Reise.
Mit Bildern von Pieter Jos van Limbergen und einem Nachwort von
Siegfried Unseld.

Erste Auflage 2013
insel taschenbuch 4279

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag: Michael Hagemann
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-35979-1

Die Nürnberger Reise

Der Verfasser dieser Reiseerinnerungen hat nicht das Glück, zu jenen Menschen zu zählen, welchen für ihre Handlungen klare Gründe bewußt sind; er hat auch nicht das Glück, bei sich oder bei anderen an solche Gründe zu glauben. Gründe, so scheint mir, sind immer unklar, Kausalität findet im Leben nirgends statt, nur im Denken. Der vollkommen vergeistigte, der Natur ganz und gar entwachsene Mensch zwar müßte fähig sein, in seinem Leben eine lückenlose Kausalität zu erkennen, und wäre berechtigt, die seinem Bewußtsein zugänglichen Ursachen und Antriebe für die einzigen zu halten, denn er bestünde ja ganz und gar nur aus Bewußtsein. Doch habe ich einen solchen Menschen oder einen solchen Gott noch niemals angetroffen, und bei uns anderen Menschen erlaube ich mir, gegen alle Begründungen eines Tuns oder Geschehens skeptisch zu sein. Es gibt keine Menschen, die aus »Gründen« handeln, sie bilden sich das bloß ein, und namentlich versuchen sie, im Interesse der Eitelkeit und Tugend, anderen dies einzubilden. Bei mir selbst jedenfalls habe ich stets und immer feststellen können, daß die Antriebe zu meinen Taten in Regionen liegen, wohin weder mein Verstand noch mein Wille reicht. Und wenn ich heute die Frage an mich richte, was eigentlich der Grund zu meiner Herbstreise aus dem Tessin nach Nürnberg gewesen sei – einer Reise, welche zwei Monate dauerte –, dann komme ich sehr in Verlegenheit, und je genauer ich zusehe, desto mehr ver-

zweigen, spalten und teilen sich die Gründe und Antriebe und reichen schließlich bis in ferne Jahre zurück, nicht aber als eine linienhafte Kausalitätsreihe, sondern als ein vielmaschiges Netz von solchen Reihen, so daß schließlich diese an sich belanglose und zufällige Reise von unzähligen Punkten meines früheren Lebens aus bestimmt worden zu sein scheint. Nur die paar gröbsten Knoten dieses Gewebes sind mir erfaßbar. Als ich vor einem Jahre einmal kurze Zeit in Schwaben war, beklagte sich einer meiner schwäbischen Freunde, der in Blaubeuren wohnt, darüber, daß ich ihn nicht besucht habe, und ich gab ihm das Versprechen, bei meiner nächsten Schwabenreise dies Versäumnis gutzumachen. Dies war, von außen gesehen, der erste Anstoß zu meiner Reise. Aber schon dies Versprechen hatte Hinter- und Nebengründe, wie ich nachher deutlich erkannte. So gern ich einen alten Freund wiedersehe, der sich auf meinen Besuch freut, so bin ich doch ein bequemer, reise- und menschenscheuer Mann, für den der Gedanke an eine Reise auf kleinen entlegenen Landbahnstrecken wenig Liebenswertes hat. Nein, es war nicht nur die Freundschaft oder gar die Artigkeit, die mich jenes Versprechen geben ließ, es war noch anderes dahinter, es steckte hinter dem Namen »Blaubeuren« ein Reiz und Geheimnis, eine Flut von Anklängen, Erinnerungen und Lockungen. Blaubeuren, das war erstens ein liebes altes schwäbisches Landstädtchen und war der Sitz einer schwäbischen Klosterschule, wie ich selber als Knabe eine besucht hatte. Ferner gab es in Blaubeuren und in ebenjenem Kloster berühmte und kostbare Sachen zu sehen, na-



mentlich einen gotischen Altar. Diese kunsthistorischen Argumente allerdings hätten mich schwerlich in Bewegung gesetzt. Aber da klang in dem Komplex »Blaubeuren« noch etwas anderes mit, etwas, das zugleich schwäbisch, poetisch und für mich von außerordentlichem Reize war: bei Blaubeuren lag das berühmte Klötzle Blei, und in Blaubeuren im Blautopf hatte einst die schöne Lau gewohnt, und diese schöne Lau war vom Blautopf unterirdisch in den Keller des Nonnenhofes hinübergeschwommen, war dort in einem offenen Brunnen erschienen, »schwebend bis an die Brust im Wasser«, wie ihr Geschichtschreiber berichtet. Und hier in den holden Phantasien, die um die zauberischen Namen Blau und Lau schweiften, war meine Begierde nach Blaubeuren erwachsen. Erst viel später kam ich mit dem Verstand dahinter und konnte feststellen, daß es der Anblick des Blautopfs und der schönen Lau und ihres Bades im Nonnenhofkeller war, wonach ich Wünsche hegte, und daß aus dieser Quelle meine Bereitwilligkeit zu einer Reise nach Blaubeuren floß. Ich habe immer gefunden, daß nicht nur ich, sondern auch jene beneidenswerten Menschen, die für ihre Taten Gründe anzugeben wissen, in Wahrheit niemals von diesen Gründen bewegt und geleitet werden, sondern stets von Verliebtheiten, und ich habe nichts dagegen, mich zu dieser Verliebtheit zu bekennen, denn sie hat zu den stärksten und schönsten meiner Jünglingsjahre gehört. Zwei Frauenfiguren aus Dichtungen haben in den Jugendjahren meine dichterischen und meine sinnlichen Phantasien als holde Vorbilder geleitet, beide schön, beide geheimnisvoll,

beide vom Wasser umspült: die schöne Lau aus dem »Hutzelmännlein« und die schöne badende Judith aus dem »Grünen Heinrich«. An beide hatte ich in vielen, sehr vielen Jahren niemals mehr gedacht, ihre Namen nie mehr ausgesprochen, ihre Geschichte nie mehr gelesen. Und nun plötzlich, beim Denken an das Wort Blaubeuren, sah ich die schöne Lau wieder, bis an die Brust im Wasser, die weißen Arme auf die Steinbrüstung des Kellerbrunnens gestützt, und lächelte und wußte Bescheid um den Antrieb zu meiner Reise. Und außer der schönen Lau, die ich ja kaum an ihrem einstigen Wohnort anzutreffen hoffen durfte, war mit diesen Klängen und Phantasiekreisen verwoben die Erinnerung an meine Jugend und ihre starke Traumwelt, an den Dichter Mörike, an uralte schwäbische Worte, Spiele und Märchen, an die Sprache und Landschaft meiner Kindheit. Weder das Vaterhaus noch die Stadt meiner Kinderjahre konnten einen ähnlichen Zauber auf mich üben, sie hatte ich allzuoft wiedergesehen, allzu gründlich verloren. Hier aber, in den Vorstellungen um den Klang »Blaubeuren« herum, war alles konzentriert, was in mir noch lebte von Herzensbeziehungen zu Jugend, Heimat und Volk. Und all diese Beziehungen, Erinnerungen und Gefühle standen im Zeichen der Venus, der schönen Lau. Ein stärkerer Zauber freilich war nicht zu denken.

Indessen schlummerte dies alles noch in mir, und nichts davon drang in mein Bewußtsein, und die ganze Reise war vorerst nur ein Versprechen – ich konnte es in zwei oder in zehn Jahren ausführen. Da kam eines Tages im Frühling die Einladung zu einer literarischen Vorlesung in Ulm. Hätte



sie mich in einem anderen Augenblick getroffen, so hätte ich sie auf dieselbe Weise erledigt wie alle anderen, mit einer höflich absagenden Postkarte wäre die Sache getan gewesen. Nun aber kam die Ulmer Einladung nicht in einem beliebigen Augenblick, sondern in einem besonderen, sie kam zu einer Zeit, wo das Leben mir ungewöhnlich viel Mühe machte, wo ich ringsum nur Sorgen, Last und Unlust und keinerlei frohe Aspekte sah, und wo jeder Gedanke an Veränderung, an Wechsel, an Flucht mir willkommen sein mußte. Ich schrieb daher jene höfliche Postkarte nicht, sondern las die Einladung ein zweites Mal durch, diesmal schon mit dem aufdämmernden Gedanken, daß Ulm ganz in der Nähe von Blaubeuren liege, und ließ sie einen Tag oder zwei auf dem Schreibtisch liegen. Und dann sagte ich zu, mit der einzigen Bedingung, daß die Vorlesung nicht mitten im kalten Winter, sondern im Herbst oder Frühling stattfinde. Sie wurde von den Ulmern auf Anfang November festgelegt, und ich erklärte mich einverstanden, allerdings nicht ohne jene kleine Reservatio mentalis, mit der ich jede auf lange Frist gegebene Zusage betrachte, mit dem heimlichen Nebengefühl: »Wenn es dann soweit ist, kannst du ja immer noch abtelegraphieren.«

Nun, es war Frühling und der November noch weit, und ich dachte nicht sehr viel an diese Verabredung. Andere Gedanken und Sorgen waren da, nähere, brennendere, und wenn ich je einmal wieder an die Sache mit Ulm erinnert wurde, so dachte ich an sie eher mit einem gewissen Mißmut darüber, daß ich mich nun wieder einmal zu einer Veran-

staltung hatte verlocken lassen, an deren Wert ich nicht glaubte und die mir schließlich zur lästigen Pflicht werden würde. Sänger, Virtuosen oder Schauspieler, deren Beruf nun einmal das öffentliche Auftreten ist, haben sich eben mit der lästigen Einrichtung abzufinden, daß sie sich für halbe und ganze Jahre voraus auf bestimmte Tage und Stunden verpflichten müssen, wie es auch zu ihrem Berufe gehört, sich von der Stimmung und Laune des Augenblicks unabhängig machen und jederzeit ihre Kunst spielen lassen zu müssen. Aber für einen Schriftsteller, einen stillen, wenig reisenden Dorfbewohner und Studierzimmermenschen, ist der Gedanke, daß er am zwölften des übernächsten Monats unweigerlich in dieser oder jener Stadt vorzulesen habe, unter Umständen grauenhaft. Wie leicht kann man um diese Zeit gerade krank sein! Wie leicht kann es sein, daß gerade dann günstige Arbeitszeiten sind, daß die gute Stunde da ist, auf die man oft so lange vergeblich wartet – und dann soll man, mitten in der besten Arbeit, für Tage alles weglegen, soll Koffer packen, Fahrpläne studieren, soll reisen, in fremden Städten in Hotelbetten schlafen und vor fremden Menschen seine Gedichte vorlesen, Gedichte, zu denen man im Augenblick vielleicht gar kein Verhältnis mehr hat, die einem erledigt und dumm vorkommen! Und so hat der Dichter es oft recht widerlich zu büßen, wenn er durch Eitelkeit, Gewinnsucht oder Reiselust sich zu einer Vorlesung hat verlocken lassen.

Menschen, welche eine geregelte, organisierte Arbeit leisten, welche gewohnt sind, täglich um acht und um zwei Uhr

ihre Arbeit zu beginnen, auf ein Telegramm hin binnen kürzester Frist weite Reisen anzutreten, denen ein freier Nachmittag schon ein kleines Paradies bedeutet, die ihren Vergnügungen mit der Uhr in der Hand obliegen – diese Menschen haben ja keine Ahnung davon, in wie müßiggängerischer, ungeregelter, launischer, zeitvergeudender Weise ein Dichter sein fragwürdiges Leben hinbringt! Es gibt zwar solche, die pflichttreu und mit einer gewissen Regelmäßigkeit und Ausdauer ihrer Arbeit obliegen, zähe Stunden am Schreibtisch verharren, morgens zur bestimmten Stunde beginnend, welche sich zur Unempfindlichkeit sowohl gegen Witterung und akustische Störungen aus der Umwelt wie auch gegen die eigene Laune und Trägheit erzogen haben, heroische, edle Männer, denen ich bereit bin die Schuhriemen aufzulösen, denen nachzueifern für mich aber ein hoffnungsloses Beginnen wäre. Was mich betrifft, so glaube ich, daß kein anständiger und arbeitsamer Mensch mehr mir die Hand geben würde, wenn er wüßte, wie wenig Wert die Zeit für mich hat, wie ich die Tage und Wochen, ja Monate vergeude, mit welchen Spielereien ich mein Leben vertue. Kein Vorgesetzter, kein Amt, keine Regel schreibt mir vor, wann ich am Morgen aufzustehen und am Abend zu Bett zu gehen, wann ich zu arbeiten und wann ich zu ruhen habe, meiner Arbeit ist kein Termin gesetzt, und es geht den Teufel etwas an, ob ich für ein Gedicht von drei Strophen einen Nachmittag oder ein Vierteljahr brauche. Wenn ein Tag mir zu hübsch erscheint, um ihn zum Arbeiten zu verwenden, so ehre ich ihn durch Spazierengehen, Aquarellmalen und Nichtstun.

Wenn ein Tag mir zu grau oder zu schwül, zu kalt oder zu warm erscheint, um an ihm zu arbeiten, so vertue ich ihn lesend auf dem Kanapee oder male mit Farbstiften Blätter voll verknäuelter Phantasien oder bleibe überhaupt im Bett liegen, namentlich wenn es Winter ist und ich auch noch Schmerzen habe. Wenn ich meine Füllfeder verlegt habe oder das Bedürfnis fühle, über das Verhältnis zwischen indischer und chinesischer Mythologie nachzudenken, oder wenn mir auf dem Morgenspaziergang eine schöne Frau begegnet ist, dann wird ohnehin an Arbeit nicht gedacht. Dagegen ist allerdings, wenn auch Arbeiten nicht meine Stärke und mir im Grunde zuwider ist, das Streben nach fortwährender Arbeitsbereitschaft mir hohe Pflicht. Ich habe zwar Zeit zum Nichtstun, habe aber keine Zeit für Reisen oder Geselligkeit oder Angelsport oder andre hübsche Dinge – nein, ich muß stets in der Nähe meiner Arbeitsstätte, allein, ungestört, jeden Augenblick zur eventuellen Arbeit bereit sein. Wenn ich für morgen abend nach Lugano zu Tisch eingeladen bin, so stört mich das, denn weiß ich, ob nicht morgen abend einer der schönen, der seltenen Augenblicke geflogen kommt, in denen mir der Zaubervogel singt, in denen die Wollust der Arbeit ruft? Für einen Müßiggänger dieser Art nun, der doch immerzu und jeden Tag sich heimlich zur Arbeit gerüstet wissen möchte, gibt es kaum etwas Widerlicheres, als monatelang im voraus zu wissen, daß er an dem und dem vorbestimmten Tage da oder dort zu erscheinen und eine gewisse Arbeit zu leisten hat.

Wäre mir daran gelegen, mein regelloses und vertanes Le-

ben zu rechtfertigen, so könnte ich ja allerdings einige Punkte zu meiner Entlastung anführen. Ich könnte davon sprechen, daß im Augenblick der wirklichen Arbeit, sei es auch nur wenigemal im Jahre, kein Wetter und keine Gesundheit, kein Hindernis, kein Tag und keine Nacht für mich mehr existiert, daß ich dann fanatisch wie ein Fakir, der Welt und meiner selbst vergessend, mich in den Wirbel der Arbeit werfe, aus dem ich dann erschöpft, klein und gebrochen wiederkehre. Ich könnte auch dies erwähnen, daß meine Zeitvergeudung nicht bloß Faulheit und Unordnung, sondern auch bewußter Protest gegen den irrsinnigsten und heiligsten Satz der modernen Welt sei: daß Zeit nämlich Geld sei. An sich ist dieser Satz ja völlig richtig, man kann Zeit leicht in Geld verwandeln, wie man elektrischen Strom leicht in Licht und Wärme verwandeln kann. Irrsinnig und gemein an jenem dümmsten aller Menschheitssätze ist ja nur dies, daß »Geld« unbedingt als Bezeichnung für einen höchsten Wert gesetzt wird. Aber die Rechtfertigung sei mir erlassen. Ich bin in der Tat, trotz aller Scheinbeweise, die dagegen anzuführen wären, ein Müßiggänger, ein Zeitvergeuder, ein bequemer und arbeitsscheuer Mensch, von anderen Lastern noch gar nicht zu reden. Mag man mich darum verachten, mag man mich darum beneiden – niemand außer mir weiß, wie teuer ich meine Laster bezahle. Lassen wir dies also gut sein. Dagegen muß ich noch ein Wort über das »Zeit ist Geld« sagen, weil dies aufs engste mit der Geschichte meiner Reise zusammenhängt. Mein Widerwille gegen jenen Glaubenssatz der modernen Welt und gegen

diese moderne Welt selbst, worunter ich die ganze Maschinenkultur verstehe, ist so groß, daß ich es, wo irgend möglich, verschmähe, mich den Gesetzen dieser Welt anzupassen. Während es zum Beispiel heute für eine Errungenschaft gilt, in einem Tage tausend und mehr Kilometer mit der Eisenbahn zurücklegen zu können, halte ich es für menschenunwürdig, länger als höchstens vier bis fünf Stunden in einem fahrenden Eisenbahnwagen auszuhalten, und brauche für eine Reise eine Woche, die ein andrer in einem Tag und einer Nacht zurücklegt. Für die Freunde, welche da und dort auf Reisen meine Gastgeber sind, ist dies zuweilen einigermaßen lästig, denn wenn es mir an einem Orte ein wenig wohl wird, pflege ich mich gegen die Weiterreise, gegen das Packen, gegen das ganze häßliche und ermüdende Getue auf Bahnhöfen und in Eisenbahnen oft mehrere Tage lang zu sträuben. Zu den Lebensregeln vieler Weisen gehört der Spruch: Lebe an jedem Tage so, als ob es dein letzter sei! Nun, und wer würde an seinem letzten Tage Ruß atmen, Koffer schleppen, sich durch Bahnsteigsperren klemmen und alle die lächerlichen Manipulationen ausführen mögen, die zu einer Bahnfahrt gehören? Das einzige Hübsche daran ist ja das wahllose Zusammengesperrtwerden mit anderen Menschen, und so hübsch dies auch sein kann, nach wenigen Stunden hat es meistens seinen Zauber verloren. Und sollte der Glücksfall eintreten und du solltest in einem Eisenbahnwagen neben den Menschen zu sitzen kommen, der dir zum Herzensfreund bestimmt ist und ohne den du nicht mehr leben magst, so müßtest du ein Stümper sein, wenn